Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 9

Artikel: Zur Widmann-Biographie
Autor: Greyerz, Otto v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155380

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Widmann-Biographie.[1]

Von **Otto v. Greyerz.**

Die zweite Hälfte der Biographie, vom Sohn des Dichters geschrieben, hält durchaus, was die erste versprochen hat. Sie ist ganz, was sie sein soll: Lebensbeschreibung. Sie erzählt Widmanns Leben vom Antritt der „Bund"-Redaktion (1880) bis zu seinem Tode (6. November 1911). Der Stoff ist zweckmäßig einfach in drei Teile gegliedert: Der Journalist. Der Dichter. Der Mensch. Damit sind nicht drei Lebensstufen voneinander getrennt, sondern drei Äußerungsformen ein und derselben Persönlichkeit: die journalistische, die dichterische und die rein menschliche. Wer aber Widmann gekannt hat oder dieses Buch liest, der weiß oder lernt es verstehen, daß jene Dreiheit bei ihm eine Einheit war, daß der Dichter auch im Journalisten lebte und in beiden der ganze Mensch sich gab, hergab und hingab, wie er war.

Erst das Amt des Journalisten, — der Beruf, zu dem er von Natur gemacht schien — gab dem Dichter und Denker die völlige Freiheit, sich in einer beruflichen Stellung nach innerster Überzeugung auszuwirken. Keine Rücksicht auf Schul- oder Kirchenbehörden, auf jugendliche Unreife von Schülerinnen oder grundsätzliche Gegnerschaft von Eltern und Erziehern bereitete ihm mehr jene Gewissenskonflikte, die ein freier Bekenner angefeindeter Überzeugungen als Geistlicher oder Lehrer so oder so auszufechten hat. Dem Leserkreis des „Bund" gegenüber fühlte er sich nicht nur frei, zu sagen, was er dachte; er fühlte sich vielmehr aufgefordert dazu. Denn er selbst, rückhaltlos, wie er den ganzen Menschen einsetzte, hatte seine Leser bald daran gewöhnt, ganze Wahrheit von ihm zu erwarten. Und er gab sie, auch auf die Gefahr hin, veränderlich und sich selbst widersprechend zu erscheinen. Und das lag nahe genug. Denn er war Sanguiniker, rasch aufflammend und leicht hingerissen, bei allem grüblerischem Scharfsinn kein systematischer Kopf, nichts weniger als ein ausgeklügelt Buch. Sein Pessimismus, ein Zugeständnis seines Denkens an Schopenhauer'sche Beweisführung, hielt nicht Stich vor dem aufwallenden Glücksgefühl seines Herzens. Er wußte das.

„Ich bin nun einmal, heißt es in einem Briefe an Frau Feuerbach, Sanguiniker und natürlicher Optimist gegen meine theoretische Überzeugung, die mich eher zum Pessimisten machen müßte." Und nach Vollendung der Maikäferkomödie schreibt er an seinen Freund Spitteler:

„Eins spürte ich, daß meine von Haus aus optimistische und wohllebige Natur in einem Gegensatz sich befinde zu dem im Grunde pessimistischen Sujet." Ja, das Wichtigste an dieser Dichtung war ihm, „daß hier einmal unter völligem intellektuellem Beipflichten zu den pessimistischen Ergebnissen der Schopenhauer'schen Weltanschauung doch nicht

[1] Josef Viktor Widmann. Ein Lebensbild. Zweite Lebenshälfte. Verfaßt von Max Widmann. Frauenfeld und Leipzig, Verlag von Huber & Co. 1924.

das Sophokleische „Nicht geboren zu sein ist die höchste Weisheit" das Ende darstellt, sondern die theoretisch verurteilte Welt praktisch mit aller Energie bejaht wird:

Blüht, künftige Geschlechter, blüht wie wir!

und daß sich noch in die Anklage Gottes der Lebensdank mischt:

Ich bleibe doch dir gut, ich danke dir.
Du gabst mir dieses Leibes kleine Hülle,
Aus der du jetzt mich wieder rasch vertreibst."

Und wie er nur mit dem Verstand und somit nur scheinbar Weltverneiner oder -verächter war, so war er nur scheinbar Gottesleugner. Die Biographie, die so gerecht und sachlich Widmanns bald so bald anders klingende Äußerungen über diese Frage verzeichnet, erlaubt uns hier, ganz klar in den inneren Zusammenhang und -klang scheinbarer Widersprüche zu schauen. Wenn Widmann „den absoluten Mangel eines guten Prinzips in aller Kraft und Pracht des Kosmos" als die Grundvoraussetzung seiner Maikäferkomödie betont und diese Dichtung eine „Anklage des Welturhebers auf fahrlässige Schöpfung" nennt, und ein andermal, in einer Novelle der Sammlung „Die Weltverbesserer", den Tierschutzapostel Krattelmeyer eine Brandrede gegen „den größten und schlimmsten aller Tierquäler — gegen Deus omnipotens" halten läßt, so ist das, wie seine ganze Weltkritik, ein „Windmühlenkampf gegen Gott selbst, speziell aus Mitleid für die Tiere"; [2]) ein Windmühlenkampf insofern, als der Angriff sich nur gegen eine in menschlicher Schwäche überlieferte Vorstellung von Gott richtet, nicht gegen den auch für Widmann verehrungswürdigen Urgrund alles Seins.

Deutlich spricht er sich darüber gegen seine Schwester Anna aus. „Es handelt sich mir, schreibt er, auch in der Maikäferkomödie keineswegs um Gottesleugnung, sondern nur um den Hinweis, daß der gewöhnliche Gottesbegriff jedenfalls sehr revisionsbedürftig ist, daß wir im Schöpfer gewisse Hemmungen nicht übersehen dürfen, die ihn gehindert haben, eine harmonische, unser sittliches Fühlen befriedigende Welt zu schaffen." Übereinstimmend schrieb er elf Jahre später an seinen Freund Linder in Lausanne: „Nur das Eine: Keinen andern Gott als den herkömmlichen Theodiceen-Gott will die Maikäferkomödie verspotten. Darin liegt natürlich auch der terminus a quo, sie nichts mehr wird zu bedeuten haben."

Das wichtigste religiöse Bekenntnis findet sich wohl in der feierlich-ernsten Erörterung der Gedanken und Gefühle, die Widmann in der Todesgefahr eines 1889 in den Bergen erlittenen Unfalls durchzogen. Es lag ihm daran festzustellen, daß er auch in der greifbaren Nähe des Todes seine Weltanschauung nicht verleugnet und bei einer göttlichen Hilfe, die er theoretisch doch nicht zulassen konnte, keine Zuflucht gesucht habe. In diesem Zusammenhang schreibt er:

[2]) Der Ausdruck ist von Widmann selbst und findet sich in dem dramatischen Entwurf „Ein Don Quichote", wo der komische Held tragisch als leidender Idealist gedacht war. (Biographie II, 239.)

„Mein Verhältnis zu dem Urgrund alles Daseins ist durchaus nicht das einer gemütlosen ästhetischen Verneinung. Vielmehr mit ehrfurchtsvoller Demut erkenne ich den eigenen endlichen Geist für zu unvollkommen, um den unendlichen zu begreifen, und habe es daher längst aufgegeben, mich nutzlos mit theosophischen Problemen zu ermüden. Das Eine dagegen macht den festesten Bestandteil meiner Weltanschauung aus, daß auf Erden die Dinge sich zutragen nach den in ihnen liegenden Gesetzen, und daß keine Wundermacht eingreift, daß die liebenswerteste junge Mutter, wenn eben ihre Lungen aufgebraucht sind, von dem Häuflein ihrer Kinder, für die sie so notwendig wäre, fort muß ins dunkle Grab, und daß nur das geschieht, was nach zureichendem Grunde und gemäß dem Wesen aller irdischen Natur geschehen muß. In dieser Überzeugung habe ich gelebt, seitdem ich denken kann, und mein ganzes Leben und mein Arbeiten habe ich nach ihr gerichtet."

Damit muß und kann sich auch der fromme Hinweis in einem Brief an seine vom Tod des Vaters tieferschütterte Schwester Anna vertragen, wenn er ihr schreibt: „Laß dein ganzes Herz durchdrungen sein von der Größe des Geistes, der diese Welt ins Dasein gerufen hat, und überlasse dich diesem Geiste. Möge es uns so oder so ergehen, möge uns dieses oder jenes Los nach dem Tode zubereitet sein — unter allen Umständen geschieht das Vernünftige, das Gute, das, was sein soll. Wie sollte ich Staub, ich Nichts mich nicht gerne hingeben an dieses heilige, große Wesen! — Das ist meine Leichenpredigt; sie ist kurz, aber sie ist ernstlich gemeint, und ist da kein Wort, das ich nicht innerlichst fühlte."

Und ähnlich, manches Jahr später, in einem Trostbrief an die unglückliche Mutter einer jung gestorbenen Schülerin: ... „daß wir in einer Welt der Rätsel stehen und bei allem Bewußtsein menschlicher Kraft und Würde doch unsere endliche Beschränktheit zugeben und einen mächtigen Willen annehmen müssen, in den wir den unsrigen gefangen geben, nicht nur, weil dieser mächtige Wille uns durch seine Macht besiegt, sondern weil wir demselben, im Hinblick auf die ganz wunderbare Tat des Daseins, auch höhere Weisheit und Güte zutrauen."

Schon mit dem Worte „Windmühlenkampf" traf Widmanns scharfer Witz den logischen Widerspruch seiner kriegerisch-feurigen Anläufe gegen einen Gott, der für ihn gar nicht vorhanden war. Er kennzeichnete ihn aber noch deutlicher. So in einem Brief an Fritz Marti von 1894, wo er die Auslegung seiner Maikäferkomödie als Allegorie verwirft und die leidende Kreatur selbst, nicht etwa eine durch sie angedeutete Menschheit, als den eigentlichen Gegenstand des Interesses betrachtet wissen will. „Ich bin ja, fährt er dann fort, ein etwas verrückter Kerl, dem es vorkommt, wenn ihn das Leiden eines armen Geschöpfes affiziert, nicht bloß figürlich die Faust gegen den Himmel zu strecken, *den ich doch leer weiß*." (Von mir gesperrt.)

So ferner in einer auf Verständigung abzielenden brieflichen Aussprache mit seinem theologischen Freunde Dr. Linder (vom August 1905), wo sich, nach einem Hinweis auf die grausame Gemeinheit des Stoff-

wechselgesetzes, das die einen Kreaturen zur Nahrung der andern verdamme, folgende charakteristische Stelle findet:

„Sobald man dieses Gesetz ein wenig anthropomorphisiert, kommt man — oder komme wenigstens ich zu einer wahren Erbitterung, die gleich zur alten Theologie zurückkehren möchte nur, um einen persönlichen Schöpfer zu haben, dem man den Strohsack vor die Tür werfen kann."

Der Gott der alten Theologie also, den er längst aufgegeben hat, der vermenschlichte Gewalthaber im Himmel oben, muß als Zielscheibe dienen für die Anklagen und Vorwürfe, die den Gott des Dichters, den „unendlichen Geist" und „Urgrund alles Daseins" niemals treffen würden. Das Bild von der Zielscheibe stammt von Widmann selber. In einem andern Brief an denselben Dr. Linder schreibt er: „Daß Spitteler und ich noch mit der alten Armbrust schießen, wie du sagst, hat seinen guten Grund darin, daß die Augen der ungeheuren Mehrzahl der Menschen noch auf die nahen Armbrustscheibenbilder eingestellt sind." Mit andern Worten: die Pfeile der Anklage wegen „fahrlässiger Weltschöpfung" erreichen nur das vermenschlichte Gottesbild des volkstümlichen Glaubens und der kirchlichen Lehre, nicht aber das über menschliche Vorstellung und Fassungskraft erhabene Urbild des Namenlosen, den der Weise weder nennen und bekennen noch leugnen darf.

Der philosophische Einwand gegen diese Unterscheidung liegt freilich auf der Hand. Denn wer, wie Widmann, statt des Theodiceen-Gottes einen ewigen Geist annimmt, „der diese Welt ins Dasein gerufen" und in dessen mächtigeren Willen „wir den unsrigen gefangen geben" sollen, der müßte eben auch ihn für den „absoluten Mangel eines guten Prinzips" im Kosmos verantwortlich machen. Allein was im System des Philosophen ein Widerspruch und somit ein Fehler wäre, ist bei einem Dichter durch die Wahrhaftigkeit der auf- und abschwellenden Gefühle, die bald zur Bejahung, bald zur Verneinung treiben, entschuldbar. Der logische Widerspruch wird zur liebenswürdigen Schwäche, und wir werden, wie Widmann selber es sich von seinem Freunde Linder erbittet, „schon ein wenig Gnade für Recht ergehen lassen und bedenken, daß eine Poetennatur von Phantasieeindrücken immer stärker beeinflußt wird als von den Argumenten des philosophierenden Denkens" (29. August 1905).

* * *

Wir haben die Frage nach Widmanns religiösem Glauben und Unglauben herausgegriffen, um an einem Beispiel, das uns freilich besonders beschäftigte, zu zeigen, welch bedeutende Aufschlüsse uns die Biographie über die Lebensauffassung des Dichters bietet. Ganz ähnlich könnte auch Widmanns Stellung zur Kirche und zur Theologie, namentlich zur Reformtheologie, an der Hand der Lebensbeschreibung und auf Grund der nicht nur zahlreichen, sondern mit Umsicht und Wahrheitsliebe ausgewählten Belegstellen aus Briefen, Dichtungen und sonstigen Schriften ergründet und abgeklärt werden. Auch hier würde man keine durchgehende Folgerichtigkeit weder des Urteilens noch des

Handelns feststellen können — ergibt sich doch z. B., daß Widmann zur Zeit, als er längst innerlich mit der Kirche gebrochen, sich nacheinander um vier Pfarrstellen bewarb (Waldenburg, Olten, Greifensee und Murten), um, wie er 1866 an Salomon Vögelin schrieb, „zum Trotz doch irgendwo durch eine Lücke in die heilige allgemeine christliche Kirche einzudringen und nach seiner Art darin zu handeln." (Es war die Zeit, als er jedes Wort von Voltaires „Candide" für mehr wert erklärte „als alle Predigten von Paulus".) Allein — „was tut man eben nicht, wenn man als junger Familienvater den Seinigen ein festes Heim gründen will! Wie leicht täuscht man sich da über den eigenen seelischen Zustand und gibt sich der gefälligen Illusion hin, man werde schon noch dazu gelangen, jene Abgründe zu überbrücken und sich mit dem geistlichen Berufe auszusöhnen."[3]) Wenn das nicht groß gedacht ist, so ist es doch sehr menschlich gedacht und wird gewiß manchen Theologen an ähnlich erlebte Kompromisse eines zwiespältigen Denkens und Fühlens aus seiner Kandidatenzeit erinnern.

Eine andere Seite von Widmanns Wesen und Charakter, die sich aus der Lebensgeschichte beleuchten ließe, wäre sein Nationalitätsgefühl. Wenn er schon wußte, daß er seiner Abstammung von Wiener Eltern eine gewisse rege, bewegliche, leichte Phantasie verdankte, so litt er es doch nicht gern und hielt es für unrecht, wenn man seine österreichische Herkunft stark hervorhob. In seiner demokratischen Gesinnung vor allem fühlte er sich als Schweizer, besonders am Hofe des Herzogs von Meiningen, den er doch verehrte und liebte und für den er sich, wie er sagt (S. 25), in Stücke könnte hauen lassen — „nicht bloß in Theaterstücke". Aber auch im geliebten Italien — wenn er eine Reise dorthin antrat, so war es ihm jedesmal, als säße er in Elias feurigem Wagen, der ihn gen Himmel führte (S. 131) — auch im geliebten Italien erloschen seine Liebe zur Schweizerheimat nicht, ja, sie flammte selbst dann mächtig auf, wenn er, wie im Mai 1888, aus dem Sonnenland in das abscheuliche Frühlingswetter der Heimatberge zurückkehrte. In Andermatt schrieb er damals in sein Reisetagebuch: „Andermatt. Hier sehr nett, aber frisch, kalt, scheußlich frisch. Gehobenes patriotisches Gefühl. Ich möchte um alles in der Welt nichts andres sein als ein Schweizer und freue mich jede Stunde, daß ich es bin."

Und doch wußte er, daß er mit diesem Volk nicht eins sein konnte wie etwa ein Jeremias Gotthelf, von dem er, im Gefühl des tiefen Abstandes schrieb:

„Welches Glück — diese Einheit des Dichters mit seinem Land und Volke! Er hat ein Vaterland, und das Vaterland hat ihn. Kein Blättchen rauscht zu oberst in den Wipfeln dieses Baumes, das Gestalt und Kraft nicht dem Safte verdankte, den die tiefen und weitverbreiteten Wurzeln aus der Muttererde gesogen haben."

Und doch bewies der eingewanderte Österreicher, ähnlich wie Gott-

[3]) „Aus meiner theologischen Zeit". Abgedruckt als Anhang des 2. Bandes der Biographie, S. 349—368; ein überaus aufschlußreiches Bekenntnis.

helf, seine Liebe zur neuen Heimat am besten da, wo er ihre Mängel und Gefahren aufdeckte.

Auch Widmanns Stellung zur Literatur seiner Zeit, seine Gedanken über den Schriftstellerberuf, sein Urteil über den aristokratischen Charakter der deutschen Poesie „auch in ihren höchsten Leistungen, Goethe am wenigsten ausgenommen" und so vieles andere noch ließe sich dank der trefflich ausgewählten Belegstellen in ein klares, oft überraschendes Licht rücken.

Von seinen Freundschaften, die in diesem Buche so eingehend geschildert werden, haben wir kaum, von seinen Werken, die den Hauptteil ausmachen, gar nicht gesprochen. Und so viele liebenswerte Züge seines Wesens, seine Selbstlosigkeit im Dienst für andere, seine Ritterlichkeit gegenüber Wehrlosen, seine Liebe zu Kindern und ursprünglichen Menschen auch aus dem niedern Volk, seine Bescheidenheit in der Einschätzung und Geltendmachung des eigenen literarischen Verdiensts — das alles wird der Leser umso lieber selber in dem Buche entdecken, weil der Verfasser den Takt des Herzens gehabt hat, diese liebwerten Eigenschaften nicht mit hochtönenden Worten zu preisen, sondern aus schlicht erzählten Beispielen reden zu lassen.

Das Buch ist auch in dieser Hinsicht ein des Dichters und Menschen Widmann würdiges Denkmal.

Politische Rundschau

Militärische Umschau.

Zur Annahme der neuen Truppenordnung — Rüstungsstatistiken — Die schweiz. Armee als Völkerbundstruppe.

Am 3. Oktober 1924 hat der Nationalrat die neue Truppenordnung angenommen. Interessanter als die Schlußabstimmung, durch die der Bundesbeschluß in globo gutgeheißen wurde, ist die Abstimmung über den sozialdemokratischen Ordnungsantrag, die Behandlung der Vorlage bis zum Zeitpunkt zu verschieben, an dem die Frage der Abrüstungskonferenz abgeklärt sei. Es ist klar, daß die Sozialdemokraten nicht die bloße Verschiebung, sondern die Ablehnung der neuen Truppenordnung bezweckten. Taktisch gingen sie aber geschickt vor und nützten gewandt die Schwächen aus, die ihnen die offizielle bürgerliche Völkerbundspolitik darbot. Sie erinnerten an die Versprechungen, mit denen das Schweizervolk 1920 zum Eintritt in den Völkerbund verlockt worden war, erwähnten die Abrüstungsbestrebungen und die Anstrengungen zur Herstellung und Festigung eines dauerhaften Friedens seitens des Völkerbundes, erblickten in der bundesrätlichen Vorlage eine Bekundung des Unglaubens gegenüber demselben und wiesen schließlich auf den klaffenden Widerspruch zwischen den Worten Mottas in Genf und den Taten Scheurers in Bern. Die Lobpreisung des Völkerbundes nahm sich freilich merkwürdig aus im Munde der Sozialdemokraten, die den gegenwärtigen Völkerbund stets bekämpft hatten. Ihre Argumentation war aber von vornherein mehr ironisch gemeint. Sie legten die Gründe dar, deren sich bei konsequenter Fortführung der offiziellen Politik ihrer Meinung nach eigentlich die Völkerbundsfreunde hätten bedienen müssen. Die Völkerbundsfreunde waren denn auch über die